

Der Präsident vertrat die Gesellschaft bei der Jahrestagung der Naturforschenden Gesellschaft der Oberlausitz e.V. am 22. März in Görlitz sowie auf der Fachbeiratssitzung zur 1. Brandenburgischen Landesausstellung am 14. Januar in Potsdam und der Eröffnungsfeier am 6. Juni in Doberlug-Kirchhain. Außerdem nahm er auf Einladung am Festakt „20 Jahre Institut für kulturelle Infrastruktur“ der Hochschule Zittau/Görlitz im Sächsischen Landtag am 12. Mai teil.

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass die Gesellschaft erneut ihren satzungsgemäßen Zielen nachgekommen ist und einen wichtigen Beitrag zur Erforschung der Oberlausitzer Historie geleistet hat.

*Dr. Steffen Menzel, Rothenburg/OL.*

### „Mich dünkte immer, Leben schützt vor dem Tode.“ –

#### **Biographisches und Philosophisches zum 200. Todestag Johann Gottlieb Fichtes<sup>1</sup>**

Als ich in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts mit dem Studium der Philosophie Fichtes begann, waren die Berliner-Universität, die heutige Humboldt-Universität, oder die Universität in Jena, die Stätten seines akademischen Wirkens, für mich unerreichbar. Rammenau, sein Geburtsort, die Oberlausitz, das waren Orte auf der Landkarte eines fernen Planeten. Umgeben vom Geheimnis ihrer Unerreichbarkeit. Abgeschottet durch den Eisernen Vorhang. Als wir mit der Fichte-Gesellschaft Anfang der 90er Jahre zum ersten Mal hier nach Rammenau in das philosophiegeschichtsträchtige Schloss kamen, waren wir uns der Bedeutung dieses Augenblicks wohl bewusst. Ich zumindest: Hier also kommt er her. Das ist das Dorf, in dem er geboren wurde und zur Schule ging. Das ist der Bach, der die Fischteiche speist, an deren Wiesen er seine Gänse hütete. Dort drüben ziehen sich die Höhen, über die er seine langen Spaziergänge machte. Hier die Kirche, in der er getauft wurde und sonntags die Predigten hörte. Und dort das Schloss, in dem sich das Wunder seiner Entdeckung ereignete.

Die Nähe des Ortes Rammenau zu Fichtes Leben machte einen tiefen Eindruck auf mich. Ein Eindruck, der bis heute – obwohl ich ja schon einige Male hier sein durfte, und sich auch manches verändert hat – geblieben ist. Ich komme sehr gerne aus dem tiefen Westen hier her in den tiefen Osten der Republik. Ich fühle mich in dieser Gegend mit den Menschen, denen ich hier begegnet bin, sehr wohl.

Und wie es scheint, ist es Fichte ebenso ergangen. Trotz seiner für die damaligen Verhältnisse ausgedehnten europäischen Reiseerfahrungen, die er in der Schweiz, in Polen, in Dänemark und in den Ländern Deutschlands gesammelt hatte, zog es ihn gerade zum Ende seines Lebens wieder in die Heimat nach Sachsen zurück. Vielleicht war es eine Ahnung des nahenden Todes, wie sein Sohn Immanuel Hermann vermutet. Zum Jahr 1813, Familie Fichte lebte zu dieser Zeit in Berlin, schrieb er in der Biographie über seinen Vater: In dieser Zeit – „fühlte er sich [...] wie von neuer Jugendkraft durchdrungen, während er unbewußt an der Schwelle seines Lebens stand. Alles erschien ihm größer und umfassender, wie in neuem Lichte; fast nie, behauptete er, glücklicher gearbeitet zu haben, als jetzo, und seine Begeisterung stieg immer höher, je mehr er sich dem Mittelpunkt [seiner philosophischen] Untersuchung näherte. Mehrmals äußerte er gegen den Sohn, daß er einen durchaus neuen Weg zur Darstellung seiner Lehre gefunden habe; dem jetzigen Vortrage derselben hoffe er eine Klarheit zu geben, daß auch ein Kind – [so] seine eigenen Worte – ihn fassen solle. [...] Er wolle daher den nächsten Sommer 1814, ohne Vorlesungen zu halten, und ganz abgesondert von jeder störenden Umgebung, an einem ruhigen Orte auf dem Lande zubringen, (er bezeichnete dabei die herrliche Gegend zwischen Dresden und Meißen, an welche sich seine liebsten Jugenderinnerungen knüpften)<sup>2</sup>, um so in tiefster Einsamkeit jenes lange

<sup>1</sup> Das Manuskript basiert auf einem Vortrag, gehalten in der Evangelisch-lutherischen Kirche zu Rammenau am 9. Februar 2014 anlässlich des 200. Todestages von Johann Gottlieb Fichte am 29. Januar 2014. Der Vortragsstil wurde weitgehend beibehalten.

<sup>2</sup> Freiherr Ernst Haubold von Miltitz förderte etwa ab 1771 Fichtes Bildung und Erziehung. Zunächst auf dem eigenen Schloss in Siebeneichen nahe Meißen. Kurze Zeit darauf gab er ihn in die Obhut des Pfarrers Kriebel von Niederau, wenige Kilometer östlich von Meißen gelegen. Im Garten des Pfarrhauses soll Fichte zwei Eichen gepflanzt haben, deren Reste wohl heute noch stehen. Nach Auskunft des Enkels des Philosophen, Eduard Fichte, verlebte Johann Gottlieb hier, in der Gegend von Niederau, seine schönsten Jugendjahre. Vgl. EDUARD VON FICHTE, Johann Gottlieb Fichte. Lichtstrahlen aus seinen Werken und Briefen, Leipzig 1863, S. 3.

vorbereitete Werk auszuführen. [...] Er gedenke dann Nichts mehr zu schreiben, sondern wolle den Rest seines Lebens nur noch der Bildung von Jünglingen widmen, die er zur Fortpflanzung des wahren philosophischen Geistes tüchtig zu machen hoffe.“<sup>3</sup>

Bis zum Jahre 1813 war Fichtes Leben vor allem von Kriegseignissen geprägt. Gegen Ende des Siebenjährigen Kriegs wurde er am 19. Mai 1762 als ältestes von 9 (überlebenden) Geschwistern hier in Rammenau geboren. Es war ein Krieg, der gerade in der Oberlausitz stark gewütet hatte. In dieser Notzeit wuchs er im Glauben des lutherischen Protestantismus zunächst in Rammenau, später im Haus des Pfarrers Kriebel in Niederau (bei Meißen) auf. Zu seinem protestantischen Glauben gesellte sich dann zu Beginn der 90er Jahre des 18. Jahrhunderts die Hoffnung auf die Realisierung der Ideale der Französischen Revolution, deren Ideen von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit er wenig später das „reiche Gemälde über den grossen Text: Menschenrecht und Menschenwerth“ nennen wird.<sup>4</sup> Aus dem protestantisch-republikanischen Geist verfasste er seine ersten, anonym erschienenen politischen Schriften, etwa die über die „Zurückforderung der Denkfreiheit von den Fürsten Europeans, die diese bisher unterdrückten.“ Die Freiheit des Gedankens und die Hoffnung auf die kulturstiftende und –fördernde Kraft des vernünftigen Diskurses prägten von Anfang an Fichtes wissenschaftliches und gesellschaftspolitisches Selbstverständnis.

Nach dem Tod seines Entdeckers und Förderers, Ernst Haubold von Miltiz, geriet Fichte in eine Krise. Mangels Geldes musste er sein Theologiestudium abbrechen. Für einen talentierten, aber rebellischen Pfarrer in spe hatte die Evangelische Kirche Sachsens keine Verwendung. Fichte war verzweifelt. Materiell und beruflich scheinbar am Ende. Er dachte an Selbstmord.

Aber es kam anders. Vermittelt durch einen Freund, nahm er eine Hauslehrerstelle in Zürich an. Schweren Herzens, jedoch mit einem Funken neuer Hoffnung, verließ er 1788 die Heimat. Die Zeit in der Schweiz war für den ehrgeizigen Pädagogen nicht leicht. Seine klaren Vorstellungen und Prinzipien zur Erziehung führten zu Konflikten mit seiner Herrschaft, einem reichen Geschäftsmann aus Zürich. Nach zum Teil heftigen auch schriftlich geführten Streitereien überwarf er sich schließlich mit seinem Arbeitgeber und reiste, meist zu Fuß, zurück nach Deutschland.

Jedes Übel hat bekanntlich auch ein Gutes! So auch hier. Denn in seiner Zeit in Zürich lernte Fichte nicht nur den berühmten Prediger Lavater und den nicht weniger berühmten Pädagogen Pestalozzi kennen. Mit beiden wird ihn eine lange Freundschaft verbinden. Wichtiger aber als deren Bekanntschaft war seine Begegnung mit Marie Johanne Rahn, seiner späteren Ehefrau, der Tochter eines Züricher Waagemeisters. Seiner Bekanntschaft mit ihr verdanken wir eine reiche Sammlung von Briefen, die uns aus der Feder Fichtes selbst einigen Aufschluss über seinen Charakter und seine Lebenspläne geben.

Am 2. März 1790 schrieb er an Johanne: „Ich glaube an eine Vorsehung, die uns leitet, und ich merke auf ihre Winke. Bei der Gelegenheit noch etwas über mich. – Wenn Sie sagen, am Hofe, und wenn ich selbst Premierminister würde, wäre [das] kein wahres Glück; so reden Sie aus meiner Seele. Das [wahre Glück] ist unter dem Monde nirgends, beim Dorfpfarrer eben so wenig, als beim Premierminister. Der Eine zählt Linsen, der Andere Erbsen; das ist der Unterschied. Glück ist nur jenseits des Grabes. Alles auf der Erde ist unbeschreiblich klein; das weiß ich; aber Glück ist's auch nicht, was ich suche; ich weiß, ich werde es nie finden. Ich habe nur Eine Leidenschaft, nur Ein Bedürfnis, nur Ein volles Gefühl meiner selbst, das: außer mir zu wirken. Je mehr ich handle, desto glücklicher schein ich mir. Ist das auch Täuschung? Es kann seyn, aber es liegt doch Wahrheit zum Grunde. Aber das ist gewiß keine [Täuschung], daß es [mir] ein Himmelsgefühl giebt, von guten Seelen geliebt zu werden; Personen zu wissen, die Antheil, lebhaften, innigen, steten, warmen Antheil an mir nehmen. Seit ich Ihr Herz näher kenne, empfinde ich dies Gefühl in aller seiner Fülle. Urtheilen Sie, mit welchen Empfindungen ich diesen Brief schließe!“<sup>5</sup> Das im Brief anklingende Lebenselixier Fichtes, die Tat, vermittelte ihm allerdings nicht nur das „volle Gefühl seiner selbst“. Es brachte ihn auch Zeit seines Lebens in Schwierigkeiten. Als junger Professor legte er sich in Jena mit den Studentenverbindungen an. Sie warfen ihm die Fensterscheiben ein. Vor ihren Gewalttaten floh er mit seiner Familie aufs Land. Seinen Freund Forberg verteidigte er gegen den Vorwurf des Atheismus und wurde dadurch selbst als Atheist und Nihilist an den Pranger gestellt. „Wo er hinkommt“, urteilt Karl Jaspers später, „macht er Krach“.<sup>6</sup>

<sup>3</sup> IMMANUEL HERMANN FICHTE, Fichtes Leben und litterarischer Briefwechsel, Sulzbach 1830, 1. Bd., S. 574 f.

<sup>4</sup> IMMANUEL HERMANN FICHTE, Johann Gottlieb Fichtes sämtliche Werke, Bonn/Berlin 1834-1846 (ND Berlin 1971), Bd. VI, S. 39.

<sup>5</sup> FICHTE, Fichtes Leben (wie Anm. 3), S. 76 f.

<sup>6</sup> KARL JASPERS, Schelling, Größe und Verhängnis, München 1955, S. 283.

1806 krachte es wieder. Dieses Mal allerdings in ganz Europa. Es war wieder einmal Krieg. Napoleon unterwarf sich den Kontinent. Fichte meldete sich als Feldprediger zum Militär. Sein Gesuch wurde abgelehnt. Napoleon schlug die Preußischen Truppen vernichtend, und Fichte beschloss, mit dem Königshaus von Preußen aus Berlin nach Königsberg zu fliehen. Jedoch: Als Tatmensch, Patriot und „spekulativer Politiker“, wie er sich selbst verstand, kehrte er auf abenteuerlichen Wegen – über die stürmische Ostsee und Dänemark – kurze Zeit später ins besetzte Berlin zurück, um seinem Volk in dieser Schicksalsstunde beizustehen. Hier hielt er 1808, unter den Augen und Ohren der französischen Besatzer, seine berühmten „Reden an die deutsche Nation“. Hoffnungsreden, die sich an die gegenwärtig am Boden liegende kulturelle Kraft der Deutschen richteten. Mit den starken Bildern des prophetischen Sehers Ezechiel ermutigte er die Menschen zum Selbstvertrauen und zur Hoffnung auf bessere Zeiten, in denen auch der Philosoph aus dem jetzigen Totengebein einst wieder Leben und neues Fleisch wachsen sah. Einen endgültigen Tod gibt es für Fichte nicht!

Der enorme Kraftaufwand, den er in diesen Jahren aufbringen musste, um seinen politischen und philosophischen Aufgaben gerecht zu werden, grenzte ans Übermenschliche und forderte seinen Preis. Mitte 1808 erkrankte der Kämpfer Fichte schwer. Gelenksteifigkeit, Gicht, Schlaganfall, Hautausschläge, Augenleiden. Er musste pausieren. Er ging zur Kur, nach Töplitz und Warmbrunn.

Ganz gesund aber kam er nicht an seine Berliner Wirkungsstätte zurück. Als man ihn 1811 zum ersten Rektor der Berliner Universität wählte, war der jetzt 49-Jährige „der alte Vater Fichte“.<sup>7</sup> Nichtsdestoweniger, auch in der Universität, kaum im Amt, gab es wieder heftigen Streit. Dieses Mal mit den Kollegen. Durch sein energisches Eintreten für einen jüdischen Studenten und seine Kritik an der zu laxen Bestrafung der Schuldigen zog sich der Philosoph den Unmut einiger Kollegen und Politiker zu. Kämpferisch und konsequent, wie er nun einmal war, reichte er seinen Rücktritt ein. Der wurde zunächst abgelehnt; ein wenig später, nach einem weiteren Konfliktfall, aber angenommen.

Auch die äußerlichen politischen Verhältnisse in Deutschland spitzten sich wieder einmal zu. 1813 begannen die Befreiungskriege gegen Napoleon. Gesundheitlich immer noch geschwächt nahm Fichte dennoch an den militärischen Übungen des „Landsturms“ teil. Napoleon, dem Verräter der geliebten Werte der Französischen Revolution, wollte er sich persönlich entgegen stellen. Man machte sich über ihn, den halben Krüppel, lustig. Karikaturen kamen in Umlauf. Sie zeigen den rundlichen, gedrunghenen Fichte, mit Säbel und Pistolengürtel bewaffnet, strammstehen. Ein Bild, über das der Feind wohl eher belustigt als erschrocken gewesen wäre.

Oktober 1813 – Völkerschlacht bei Leipzig. Die Krankenhäuser waren übervoll mit Verwundeten. Auch in Berlin. Typhus grassierte. Fichtes Frau leistete seit einem halben Jahr Pflegedienste bei den verwundeten Soldaten. Sie infizierte sich mit Lazarettfieber. Für sie begann ein Kampf auf Leben und Tod. Sie überstand die Krise. Aber Fichte steckte sich bei ihr an. Er wird das Fieber nicht überleben.

Über die letzten Tage seines Lebens schrieb sein Sohn: „Wir vergessen den Augenblick nicht, wo Fichte, von Freude überwältigt, mit Inbrunst über seine Gattin sich hinneigte, und er sie als gerettet, als neu ihm geschenkt begrüßte. Aber vielleicht war dies gerade der Augenblick, wo sie unschuldig und unbewußt selbst ihm den Keim der Krankheit einflößte. Schon am anderen Tage fühlte er bedeutendes Übelbefinden, ohne jedoch seine Vorlesungen auszusetzen oder mit geringerer Anstrengung sich auf sie vorzubereiten. Es begann mit anhaltender Schlaflosigkeit, die selbst nicht Bädern oder inneren Mitteln weichen wollte, und bald konnte man sich über den Charakter und die Gefahr der Krankheit nicht mehr täuschen. – Indeß hatte das Übel den Kopf betäubend ergriffen, und im Fortgange der Krankheit wurden die lichten Augenblicke immer seltener und kürzer. In einem der letzten brachte ihm sein Sohn aus den Zeitungen noch die Nachricht an das Bett von Blücher's Rheinübergange und von dem raschen Vordringen der Verbündeten in Frankreich. [...] Nun aber, wo er den Erbfeind der Deutschen endlich auf eigenem Boden angegriffen sah, erhob er sich wieder zum alten Vertrauen auf eine bessere Zukunft seines Vaterlandes. Und diese Freude, diese neue Hoffnung verflocht sich auch nachher so eigen mit den Phantasien seiner Krankheit, daß er selbst am siegreichen Kampfe teilzunehmen glaubte, daß es ihm aber doch wieder sein eigenes Übel schien, was er bekämpfte, und das nur durch Willenskraft und festen Entschluss zu besiegen sey. So blickte fast immer freudige Hoffnung und Zuversicht durch seine Phantasien, und einmal kurz vor seinem Tode, als der Sohn mit Arznei sich nahte, schien noch zuletzt einen Augenblick seine Seele mit ganzer Kraft hervorzustrahlen. ‚Laß das, sagte er, mit dem gewohnten Blicke inniger Liebe, mit welchem er die Seinigen in traulichen Augenblicken begrüßte; ‚ich bedarf keiner Arznei mehr, ich fühle, daß ich genesen bin!‘ – entweder zum Troste des Sohnes dies vieldeutige Wort sprechend; oder, was wahrscheinlicher ist, eine andere Genesung meinend, indem, wie viele Beobachter wissen, der ruhige,

<sup>7</sup> ERICH FUCHS, J. G. Fichte im Gespräch. Berichte der Zeitgenossen, Stuttgart-Bad Canstatt 1991, Bd. 5, S. 256.

schmerzlose Zustand des Geistes, welcher der Auflösung oft voranzugehen pflegt, mit herrlicher Vorbedeutung sich als das Gefühl rückkehrender Gesundheit ankündigt. Und bald darauf erfüllte es sich auch also. Der Schlaf, der ihn umfing, wurde immer tiefer und unerwecklicher, manchmal nur von leise gesprochenen Worten begleitet, und endlich am elften Tage nach Ausbruch der Krankheit, in der Nacht des 27. [29.!] Januars, gegen fünf Uhr, waren alle Zeichen des Lebens verschwunden. Er starb im nicht ganz vollendeten zweiundfünfzigsten Lebensjahre, aber in ungeschwächter geistiger und körperlicher Kraft. Er hatte noch keinen Zahn verloren, und fast kein Grau färbte den dunklen Haarwuchs des kräftig emporgerichteten Hauptes.<sup>8</sup>

Vielstimmig beklagte die geistige und politische Welt den überraschenden und viel zu frühen Tod des Philosophen. „Deutschland hat seinen tiefsten und schärfsten Denker verloren“, hieß es. „Die geistige Welt hat einen schweren Verlust erlitten“, „Fichtes viel zu früher Tod – welch ein Verlust für die Welt.“<sup>9</sup>

In Frankreich und Dänemark, aber auch in Deutschland, verfassten Freunde und Verehrer Hymnen und Gedichte auf den Verstorbenen. So auch Achim von Arnim, der am 31. Januar 1814, dem Tage von Fichtes Begräbnis, dichtete: „Auch Dich hat uns die Pest der Zeit entrissen, / Dich mutigsten Bestreiter schlechter Zeit, / Du hattest Dich als Opfer ihr geweiht / Als Du ihr strafend riefest ins Gewissen. / Es war die Welt vom Zweifel lang zerrissen / Du sahst den Abgrund, wie er tief und weit, / Ihn zu verschließen nach dem besten Wissen, / Du warftest Dich hinein, um ihn zu füllen, / Du sprachst zu Deutschen, als die andern schwiegen, / Du riefst uns aus der Schmach zu neuen Siegen. / ‚Bekämpft die Zeit in euch mit heiligem Willen!‘ / So riefest Du. – Den Bogen spannt im Stillen / Die tückische Zeit, – auch Du musst ihr erliegen.“<sup>10</sup>

Was viele der anlässlich seines Todes, aber auch später verfassten Reflexionen auf Fichtes Leben und Wirken eint, ist die Wahrnehmung der unzertrennlichen Verbindung von Lehre und Person, von Rede und Tat, von Denken und Wirken, von Philosophie und Leben. Diesen Zusammenhang bringt eines der schönsten Dokumente, das wir zu Fichtes frühem Tod besitzen, eindrucksvoll zum Ausdruck. Es ist der Brief, den die Freundin der Familie, Rahel Levin, ihrem zukünftigen Ehemann, Varnhagen von Ense, am 14. Februar 1814 aus Prag schrieb: „Obgleich tausend Dinge mich umgeben, die alle mit Ungeduld mich abrufen vom Schreiben, obgleich tausend andere sich vordrängen, und gleich zuerst geschrieben sein wollen, obgleich ich seit Freitag von unserer gewonnenen Schlacht in Frankreich weiß, so daß ich ganz mich und alles Leid vergaß: so laß uns doch zuerst von unserm verehrten Lehrer und Freund sprechen, dem ich Ehre und Leben in die Hand gegeben haben würde, ohne noch hinzusehen; dem ich das tausendmal in die Augen hineindachte, und nie sagte, welches ich jetzt grimmig bereue, weil einem Menschen von andern edlen, denkenden, nichts Höheres werden kann, und wozu ich Elende nie den Muth hatte! Laß uns von Fichte sprechen! – Deutschland hat sein eines Auge zugethan; wie ein Einäugiger zittere ich nun erst für das andere [gemeint ist Goethe]! [...] Nun kann ja Unverstand, Lüge, Irrthum auf dem ganzen Grund und Boden der Erde umherwuchern, und wie üppiges, ungesteuertes Unkraut ihr alle Kraft nehmen und sich aneignen; keiner rottet es mehr aus; pflanzt, befördert, macht ihm Platz, säet ihn aus, den reinen nährenden Waizen, der Geschlecht zu Geschlecht verbessernd zu geleiten vermag! [...] Wenn Fichte sterben muß, dann ist niemand sicher; mich dünkte immer Leben schützt vor dem Tode: wer lebte mehr als der? Todt ist er aber n i c h t, gewiß nicht!“<sup>11</sup>

So viel zu einigen biographischen Aspekten von Fichtes Leben und Sterben. Selbstverständlich aber enthält auch seine Philosophie – und zwar zentral und fundamental – Gedanken zum Thema: Leben und Tod. Diesen philosophischen Gedanken möchte ich mich in zwei Bildern nähern und daran anschließend etwas weiter ausführen. Das Judentum versteht den Tod als Zustand der „Gottesferne“. Dieses Bild hat auch das Neue Testament und damit das Christentum übernommen. Sehr eindringlich kommt dieses Todesverständnis im Gleichnis vom „Verlorenen Sohn“ aus dem Lukas-Evangelium zum Ausdruck. Das Gleichnis erzählt die Geschichte eines jungen Mannes – des jüngeren von zwei Söhnen –, der sich sein Erbe vom Vater auszahlen lässt. Nach kurzer Zeit hat er das Geld mit falschen Freunden durchgebracht und landet im Elend. Ohne Obdach haust er in der Fremde in irgendeinem Stall beim Vieh und ernährt sich von Abfällen. Hier im tiefsten Elend geht er in sich, bereut seinen Fehler und fasst den Entschluss, auf den Hof des Vaters zurückzukehren, um bei ihm als einer seiner Knechte zu arbeiten. Und er macht sich auf den Weg.

Der Vater, der ihn von Ferne kommen sieht, gibt Anordnung, die Rückkehr des Sohnes mit einem Fest zu feiern, denn, so sagt er: „dieser mein Sohn war tot und ist wieder lebendig geworden; er war verloren und ist

<sup>8</sup> FICHTE, Fichtes Leben (wie Anm. 3), S. 576 ff.

<sup>9</sup> FUCHS, J. G. Fichte im Gespräch (wie Anm. 7), S. 90 ff.

<sup>10</sup> Ebd., S. 77 f.

<sup>11</sup> Ebd., S. 110.

gefunden worden.“ (Lk. 15, 24) Das Bild der Gottesferne als Beschreibung des Todes hat über die Bibel hinaus auch in die klassische Literatur – etwa in Dantes „Göttlicher Komödie“ oder in John Miltons „Das verlorene Paradies“ – Eingang gefunden. In ihnen wird die Gottesferne durch Satan, den gefallenen Engel, den Fürsten und Herrn der Finsternis, personifiziert. Sein Reich ist nicht, wie oft angenommen, ein feuriger und heißer Ort. Sondern im Gegenteil: Es ist ein Ort eisiger Kälte, ein Ort, an dem alles Leben erstirbt, zu Eis gefriert und erstarrt. Bei Dante heißt es: „Der Herrscher dieses schmerzvollen Reiches / ragt' aus dem Eis von mitten seiner Brust; / und näher bin ich eines Riesengröße, / Als Riesen im Vergleich zu seinen Armen: / Wie groß der ganze Körper sein muß, siehst du, / da er genau entspricht dem Maß der Arme. / War er so schön einst, wie er häßlich jetzt, / und wagte seinem Schöpfer gar zu trotzen / da muß wohl alles Übel ihm entspringen. / Wie staunenswert erschien mir schon sein Kopf / an dem ich da wohl drei Gesichter sah; [...] / Zwei große Flügel ragten unter jedem, / der Größe dieses Vogels wohl entsprechend; / noch nie sah auf dem Meer ich solche Segel. / Sie hatten keine Federn; ihre Art / wie die der Fledermaus; sie fächelten, / so daß drei Winde sich von ihm erhoben: / Durch sie gefror Kokytos ganz zu Eis.“<sup>12</sup>

Erstarrtes Leben, das ist der Tod. Fichtes Philosophie sieht das ganz ähnlich. Sterben und Tod sind Übergänge vom lebendigen strömenden Leben in feste Formen und Gestalten, die sich bis zur Erstarrung verhärtet können. In seiner „Wissenschaftslehre“ hat er für diesen Übergang, anders als Dante, einmal das Bild von der Erstarrung des glühenden und fließenden Inneren eines Vulkans in die Versteinierung zu Lava benutzt.<sup>13</sup>

Dem Bild des Todes als Erstarrung des Lebens lässt sich bei Fichte vieles zuordnen: Dogmatische Theorien, verhärtete Ideologien und Weltanschauungen, vermeintlich unumstößliche Lehren. Formen der Erstarrung und des Todes sind aber auch Lebensverhältnisse, in denen Menschen keinen Raum haben, sich geistig oder schöpferisch zu entfalten. Alles, was geeignet ist, Menschen zu zwingen, ihre Freiheit zu beschneiden und zu unterdrücken, sie zu kontrollieren, ihnen ein selbstbestimmtes Leben unmöglich zu machen, tendiert ins Leblose. „Es gibt viele Arten einen Menschen zu töten“, sagt Bertold Brecht. Nicht nur mit Messern oder Pistolen, Bomben und Granaten kann man Menschen umbringen. Auch beengte Wohnungen, schlecht oder gar nicht bezahlte, monotone und unablässige Arbeit, gezwungener oder selbstverordneter Ausschluss von Bildung, von geistiger und musischer Entwicklung, das alles sind Formen oder Anzeichen des Todes.<sup>14</sup> Das sieht Fichte genauso wie Brecht. Für sein Todesverständnis ist darüber hinaus allerdings charakteristisch, dass bei ihm mit den Formen des erstarrten oder unterdrückten Lebens der verhängnisvolle Glaube an die Unabänderlichkeit der Verhältnisse, der Glaube an die Objektivität, die Notwendigkeit und Alternativlosigkeit, das Sich-Abfinden mit den menschenverachtenden Zuständen verbunden ist. Totsein bedeutet hier das trost- und hoffnungslose „Begrabensein bei lebendigem Leibe.“

Leben dagegen heißt: Erstarrte Formen wieder in Fluss bringen; das Stück versteinerte Lava zu neuer Glut entfachen; sich aus verhärteten Verhältnissen lösen; sich vom Eise befreien – sich aus der Gruft des Todes aufwecken lassen und aufstehen. Die Stimmung, um die es hier geht, hat Goethe in Fausts „Osterspaziergang“ in die dichterischen Worte gekleidet: „Vom Eise befreit sind Strom und Bäche / Durch des Frühlings holden, belebenden Blick; / Im Tale grünet Hoffnungsglück; / Der alte Winter in seiner Schwäche, / Zog sich in raue Berge zurück. / Von dorther sendet er, fliehend, nur / Ohnmächtige Schauer körnigen Eises / In Streifen über die grünende Flur; / Aber die Sonne duldet kein Weißes, / Überall regt sich Bildung und Streben, / Alles will sie mit Farben beleben; / Doch an Blumen fehlt's im Revier, / Sie nimmt geputzte Menschen dafür. / Kehre dich um von diesen Höhen / Nach der Stadt zurückzusehen. / Aus dem hohlen, finsternen Tor / Dringt ein buntes Gewimmel hervor. / Jeder sonnt sich heute so gern. / Sie feiern die Auferstehung des Herrn; / Denn sie sind selber auferstanden, / aus niedriger Häuser dumpfen Gemächern, / Aus Handwerks- und Gewerbesbanden, / Aus dem Druck von Giebeln und Dächern, / Aus der Straßen quetschender Enge, / Aus der Kirchen ehrwürdiger Nacht / Sind sie alle ans Licht gebracht.“<sup>15</sup>

Ähnlich ist das bei Fichte in seiner „Bestimmung des Menschen“ von 1800 zu lesen. Auch in dieser populärphilosophischen Schrift geht es um die Befreiung des Menschen aus natürlichen, ideologischen und gesellschaftlichen Zwängen, die verhindern, dass er ein seiner Bestimmung gemäßes Leben führen kann. Auch Fichte

<sup>12</sup> DANTE ALIGHIERI, Die göttliche Komödie, hrsg von Ida und Walther von Wartburg, Zürich 1963, S. 403 f. *Kokytos*, in der griechischen Mythologie der Fluss der Unterwelt, über den die Seelen der Verstorbenen vom Fährmann Charon in den Hades gebracht werden.

<sup>13</sup> FICHTE, Johann Gottlieb Fichte (wie Anm. 2), Bd. I, S. 175.

<sup>14</sup> BERTOLD BRECHT, Me-ti. Buch der Wendungen, Frankfurt a. M. 1979, S. 54.

<sup>15</sup> JOHANN WOLFGANG VON GOETHE, Faust. Der Tragödie erster Teil, Stuttgart 1971, V. 903-928, S. 28 f.

tes Manifest des Lebens erfasst, wie Goethe, in einem „belebenden Blick“ alle Verhältnisse des Menschen, auch die zur Natur und zur menschlichen Gemeinschaft als ganzer – zur Menschheit. Und auch seiner Konzeption liegt die Idee eines Göttlichen zugrunde, das er als Quelle allen Lebens und als Kraft der Wiederbelebung des Erstorbenen annimmt. In diesem belebenden Blick, so Fichte: „erscheint [dem] Auge nun das Universum in einer verkörperten Gestalt. Die todte lastende Masse, die nur den Raum ausstopfte, ist verschwunden, und an ihrer Stelle fließt, und woget und rauscht der ewige Strom von Leben, und Kraft und That – vom ursprünglichen Leben; von Deinem Leben, Unendlicher: denn alles Leben ist Dein Leben [...] Ich bin Dir verwandt, und was ich rund um mich erblicke, ist Mir verwandt; es ist alles belebt und beseelt, und blickt aus hellen Geister-Augen mich an, und redet mit Geister-Tönen an mein Herz. Auf das mannigfaltigste zertheilt und getrennt schaue in allen Gestalten ausser mir ich selbst mich wieder, und strahle mir aus ihnen entgegen, wie die Morgensonne in tausend Thautropfen mannigfaltig gebrochen sich selbst entgegengläntzt. Dein Leben, wie es der Endliche zu fassen vermag, ist sich selbst schlechthin durch sich selbst bildendes und darstellendes Wollen; dieses Leben fließt, – im Auge des Sterblichen mannigfach versinnlicht, – durch mich hindurch herab in die ganze unermessliche Natur. Hier strömt es, als sich selbst schaffende und bildende Materie durch meine Adern und Muskeln hindurch, und setzt ausser mir seine Fülle ab, im Baume, in der Pflanze, im Grase. Ein zusammenhängender Strom. [...] Aber rein und heilig, und deinem eigenen Wesen so nahe, als im Auge des Sterblichen etwas ihm seyn kann, fließet dieses dein Leben hin als Band das Geister mit Geistern in Eins verschlingt, als Luft und Äther der Einen Vernunftwelt; undenkbar und unbegreiflich, und doch offenbar da liegend vor dem geistigen Auge. [...] Durch dieses Geheimniss findet der Einzelne sich selbst, und versteht und liebt sich selbst nur in einem andern; [...] Dieses ewige Leben und Regen in allen Adern der sinnlichen und geistigen Natur erblickt mein Auge durch das, was Andern todte Masse scheint, hindurch; und siehet dieses Leben stets steigen und wachsen, und zum geistigeren Ausdrücke seiner selbst sich verklären.“<sup>16</sup>

Nun ist die Idee der Wiederbelebung, Auferstehung und Verklärung des erstarrten Lebens bei Fichte kein Gedanke literarisch-poetischer Erbauung, wie es den Anschein haben könnte. Sondern zum einen ist es die Veranschaulichung seiner wissenschaftlichen Philosophie der lebendigen Entwicklung und Freiheit des Geistes. Und zum anderen ist es das Grundmotiv seiner philosophisch begründeten Aktionstheorie politischen Handelns. So entwickelt die wissenschaftliche Philosophie Fichtes aus der Lebenslehre eine höchst bemerkenswerte Stufentheorie der Weltanschauung. In dieser bildet sich das göttliche Leben in den Formen des menschlichen Geistes zu fünf möglichen Grundansichten über das Leben – zu fünf Lebensphilosophien: der Lebensphilosophie des Materialismus, dem die sinnliche Welt das Wahre und Erstrebenswerte ist; der Lebensphilosophie des Rechts, für die Recht, Pflicht und Ordnung das Wichtigste sind; der Lebensphilosophie der Kunst und der Moral, die das schöpferische Wesen des Menschen für das wahre Leben hält; die Lebensphilosophie der Religion, die in allen Erscheinungen des Lebens das Göttliche erkennt und erfährt; und schließlich der wissenschaftlichen Lebensform, deren Inhalt das Begreifen all dieser Zusammenhänge ist. Sind diese fünf Lebensentwürfe einmal erkannt, so ist der Mensch frei, sich für sie und ihre Sinnangebote zu entscheiden.<sup>17</sup>

Für den „spekulativen Politiker“ Fichte enthält die Besinnung auf das göttliche, alles durchströmende Leben darüber hinaus die Aufforderung zu konkreten Veränderungen in gesellschaftlicher und politischer Wirklichkeit. So ist staatliche Macht – wie es in Fichtes später Staatslehre heißt – insbesondere dadurch legitimiert, das „(Himmel)-Reich auf Erden vorzubereiten“<sup>18</sup>, dem Ideellen und Ewigen im Realen und Vergänglichen des irdischen Daseins den ihm gebührenden Platz zu schaffen, die Menschen aus unwürdiger, geistiger, natürlicher und gesellschaftlicher Knechtschaft zu befreien und sie am schöpferischen Leben teilhaben zu lassen. Über die Linderung materieller Not und die Befriedigung existenzieller Bedürfnisse hinaus gilt es nämlich, sich als geistiges Wesen künstlerisch und moralisch weiter zu entwickeln. Dazu muss der Mensch frei sein von der Last der Arbeit. Dazu braucht es Muße, aber auch Bildungseinrichtungen, die mehr wollen, als die Anpassung an das gegenwärtig gesellschaftlich „vom Markt“ Verlangte. Einrichtungen, die keine marktkonformen Marionetten produzieren, sondern freie Geister, denkende, kreative und verantwortungsbewusste Wesen fördern wollen. Denn, so heißt es in Fichtes „geschlossenem Handelsstaat“: „Der Mensch soll arbeiten, aber nicht wie ein Last-

<sup>16</sup> FICHTE, Johann Gottlieb Fichtes sämtliche Werke (wie Anm. 2), Bd. II, 315 ff.

<sup>17</sup> Zu Fichtes Theorie der fünf möglichen Standpunkte der Weltanschauung vgl.: HARTMUT TRAUB, J. G. Fichtes Populärphilosophie 1804–1806, Stuttgart-Bad Cannstatt 1992, S. 222–286, und PETER L. OESTERREICH/HARTMUT TRAUB, Der ganze Fichte. Die populäre, wissenschaftliche und metaphysische Erschließung der Welt, Stuttgart 2006, S. 197 ff.

<sup>18</sup> FICHTE, Johann Gottlieb Fichtes sämtliche Werke (wie Anm. 2), Bd. IV, S. 575 ff.

thier, das unter seiner Bürde in den Schlaf sinkt, und nach der nothdürftigsten Erholung der erschöpften Kraft zum Tragen derselben Bürde wieder aufgestört wird. Er soll angstlos, mit Lust und Freudigkeit arbeiten, und Zeit übrig behalten, seinen Geist und sein Auge zum Himmel zu erheben, zu dessen Anblick er gebildet ist.“<sup>19</sup>

Anbruch himmlischer Zeiten heißt für Fichte aber insbesondere, dass sich die Menschheit ihrer Solidarität und Verantwortung für die gemeinsame Gegenwart und Zukunft in Freiheit und Vernunft bewusst wird. Dass Ausbeutung, Unterdrückung, Terror und Krieg im Interesse der Durchsetzung egoistischer, individueller, kollektiver oder nationaler Interessen zurückgedrängt und sukzessive der Konkretisierung und Entfaltung des Ideals einer brüderlichen Menschengemeinde weichen sollen.

Fichte hat bis zu seinem Lebensende seine philosophisch-politische Mission darin gesehen, so viel in seiner Macht stand, die Menschheitsidee einer freien, gleichen und brüderlichen Gesellschaft auch in internationalem, kosmopolitischem Maßstab umzusetzen. Die irdischen Realitäten hat er dabei nie als letztes Wort akzeptiert, sondern diese stets an ihrem „himmlischen“ Ideal gemessen und danach beurteilt. Was ihn dazu berechtigte, die politischen Ideen der Französischen Revolution als universelle Menschenrechte zu proklamieren, war seine philosophisch-theologische Überzeugung, dass sich mit diesen Ideen im Horizont der Geschichte das verwirklicht, was er als den Heilsplan Gottes verstand. Urbild für dieses Menschheitsideal war ihm die durch Jesus Christus am Vorabend von Karfreitag gestiftete Tisch- und Mahlgemeinschaft der Jünger. Von ihr aus entwarf er seine Idee einer von materiellem und ideologischem Aberglauben *freien*, vor den Augen des lebendigen Gottes *gleichen* und untereinander in geselliger Liebe verbundenen, *brüder- und schwesterlichen* Menschheit. Über seinen persönlichen Tod hat Fichte in der *Bestimmung des Menschen* einmal gesagt: „ich werde überhaupt nicht für mich Sterben, sondern nur für andere – für die Zurückbleibenden, aus deren Verbindung ich gerissen werde.“<sup>20</sup> Nach diesem Wort ist es also an uns, darüber zu entscheiden, ob Fichte *für uns* gestorben ist oder nicht. Somit ist die Tatsache, dass er am 31. Januar 1814 zu Grabe getragen wurde, noch kein hinlänglicher Beweis dafür, dass er damit auch *wirklich* gestorben ist.

*Dr. Hartmut Traub, Mülheim an der Ruhr*

<sup>19</sup> FICHTE, Johann Gottlieb Fichtes sämtliche Werke (wie Anm. 2), Bd. III, S. 422 f.

<sup>20</sup> FICHTE, Johann Gottlieb Fichtes sämtliche Werke (wie Anm. 2), Bd. II, S. 315.